

Wohnbiografie Susan Kieser

Video

Author(s):

Nigg, Heinz

Publication date:

2010

Permanent link:

<https://doi.org/10.3929/ethz-a-006164648>

Rights / license:

In Copyright - Non-Commercial Use Permitted

Das Gefühl, in einem Dorf zu wohnen, ist schon speziell

Das folgende Interview entstand im Rahmen des Projekts «S5-Stadt. Agglomeration im Zentrum». Nähere Informationen zum Projekt finden Sie im gleichnamigen E-Book sowie auf der Website www.s5-stadt.ch.

Link zum Video des Interviews: <http://www.s5-stadt.ch/index.php?id=20201>

Link zum E-Book «S5-Stadt. Agglomeration im Zentrum»:

http://www.s5-stadt.ch/fileadmin/ebook/s5-stadt_ebook.pdf

Susan Kieser. Geboren 1961 in Oensingen und aufgewachsen in Iberg, Kanton Zürich. Dipl. Pflegefachfrau in psychiatrischer Krankenpflege und dipl. Sozialarbeiterin FH. Hat das Pilotprojekt Schulsozialarbeit in Rüti praktisch umgesetzt. Arbeitet heute als Yogalehrerin in Wald.

Meine Mutter kommt aus Deutschland und ist im Krieg aufgewachsen. Sie hat ihre Kindheit eigentlich im Luftschuttkeller verbracht. Nach dem Krieg kam sie mit 18 in die Schweiz, weil sie nicht mehr in Deutschland leben wollte. Sie arbeitete in Iberg in einem Speiserestaurant. Sie hatte eine junge Chefin. Die beiden Frauen führten das Restaurant zusammen, was für die damalige Zeit etwas Besonderes war. In diesem Restaurant lernte sie auch meinen Vater kennen – einen Denker, Künstler und Grafiker. Er hatte sich gerade von einem schlimmen Verkehrsunfall erholt, bei dem er ein Bein verloren hatte. Er war immer schwarz gekleidet und las Philosophen: Sartre und andere Existenzialisten. Von Deutschland kommend, hatte sie keine Ahnung von dieser Welt. Die beiden heirateten. Und später, als ich fünf war, bauten sie ein Haus in Iberg.

Iberg war damals ein Aussenweiler von Winterthur mit etwa 300 Einwohnerinnen und Einwohnern und noch sehr ländlich geprägt. Es hatte keinen Läden, aber zwei Restaurants. Es gab eine Gesamtschule, wo von den Erstklässlern bis zu den Sechstklässlern alle zusammen unterrichtet wurden. In diesem Ort bin ich aufgewachsen.

Unser Haus war für die damalige Zeit äusserst modern. Es hatte fast keine Mauern, bestand vor allem aus Holz, Glas und Eternit. Der Freund meines Vaters war Architekt und ebenfalls Kunstmaler. Zusammen haben sie das Haus entworfen und gebaut. Meine Mutter hatte manchmal etwas Mühe mit unserem speziellen

Haus, weil sie immer wieder von Leuten darauf angesprochen wurde. Sie wollte möglichst normal sein, weil sie als deutsche Frau schon genügend auffiel. Aber im Haus drin fühlte sie sich wohl. Die Umgebung des Hauses war wunderschön. Auf drei Seiten hin stand es frei. Wir sahen nach Brütten hinauf, das ein bisschen in den Hügeln Richtung Zürich liegt. Auf der anderen Seite sahen wir direkt vom Esstisch auf Winterthur hinunter – und hinten hinaus Richtung Tösstal. Heute ist Iberg verbaut. Jeder hat einfach sein Häuschen gebaut – ohne Gestaltungsplan.

Ich war am liebsten in meinem Zimmer und in der Stube. Vom Stubenfenster aus sah man direkt in die Krone eines riesigen Baumes, sodass ich mich wie in einer Baumhütte fühlte. Mein Zimmer teilte ich zuerst mit meiner Schwester, obwohl es da keinen Platz gab für zwei Betten neben einander. Wir schliefen in einem Kajütenbett – das war spartanisch. Wenn ich mich richtig erinnere, hatten wir sehr wenig Möbel. Mit 15 bekam ich dann mein eigenes Zimmer.

Damals hatte ich keine feste Vorstellung davon, wie ich später einmal wohnen möchte. Ich wollte aber immer auf dem Land leben. Ich konnte mir nie vorstellen, in eine Stadt zu ziehen. Ich liebte das Gebimmel der Glocken von Tieren – von Kühen, Rindern und Geissen. Und ich wollte möglichst viel Licht und Raum – entweder einen grossen Wohnraum oder einen grossen Garten.

Als ich mit 17 meine Ausbildung in der psychiatrischen Krankenpflege begann, zog ich in ein Personalhaus in Oetwil am See. Das war wie eine WG. Mit 19 hatte ich meine erste Wohnung in Hombrechtikon – nicht gerade schön, dafür mit grossem Garten. Dann hatte ich Glück, als ich in der Nähe von Rüti mitten in der schönsten Drumlin-Landschaft eine Wohnung in einem Bauernhaus fand. Sie hatte einen grossen Balkon. Da ich gerne im Freien schlafe, war ich immer auf dem Balkon, der durch den Dachvorsprung wunderbar gegen den Regen geschützt war.

Weiter ging es nach Grüningen in ein historisches Haus am Chratzenplatz. Da sind immer die Touristen in Cars gekommen und haben reingeguckt. Das war wie in einem Museum! Ich kehrte nach Rüti ins gleiche Haus zurück, wo die Wohnung noch frei war. Nach meiner Heirat kaufte ich mit meinem Mann und einer anderen Familie ein Haus im abgelegenen ländlichen Goldingen. Es hatte zwar keine grossen Räume, dafür viele kleine. Zum Haus gehörte ein Garten. Wir hatten eine prächtige Weitsicht in die Glarner Alpen! Nach der Trennung von meinem Mann, dem Vater meiner ersten beiden Kinder, zog ich nach Wald – da wohne ich nun schon seit mehr als 10 Jahren.

Weshalb haben Sie sich für Wald entschieden?

Ich finde das Zürcher Oberland landschaftlich unglaublich reizvoll. Kommt dazu, dass Wald noch keine Stadt ist. Auch wollte ich mit meinen beiden Kindern nicht zu abgelegenen wohnen. Zu weit weg von Goldingen kam auch nicht in Frage, weil der Vater der Kinder weiterhin dort wohnte. In Wald wohnte ich sieben Jahre an schönster Lage. Seit zwei Jahren bin ich in diesem Loft zu Hause. Das Entscheidende für mich ist immer: Viel Raum – entweder draussen oder drinnen. Und hier in diesem Loft habe ich sehr viel Platz.

Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen der Art, wie Sie wohnen und Ihrer beruflichen Entwicklung?

Ursprünglich lernte ich ja Psychiatrieschwester – diesen Beruf gibt es inzwischen so nicht mehr. In der Klinik arbeitete ich meistens in der geschlossenen Aufnahme, wo alles verriegelt war. Dann machte ich die Schule für Soziale Arbeit in Zürich und hatte nachher immer Arbeitsstellen in grossen Räumen. Ich arbeitete in Sozialprojekten, die in alten Fabrikgebäuden angesiedelt waren. Oder ich war im öffentlichen Raum unterwegs – wie an meiner letzten Stelle als Schulsozialarbeiterin, als ich von Schulhaus zu Schulhaus ging. Das hat mich dafür entschädigt, dass ich eher erbärmliche Büroräumlichkeiten hatte. Jetzt arbeite ich als selbständige Yoga-Lehrerin in Wald – in einem grossen Raum in einer umgebauten Fabrik. Räume waren also auch in meinem beruflichen Leben immer wichtig.

Wie kamen Sie in Wald zu einem Loft?

Dass ich einmal in diesem Loft wohnen würde, hätte ich nie gedacht. Ich wohnte ja in einem schönen Haus an einem Hang in Wald – Terrassenlage, absolut sonnig und mit Weitblick. Ich schaute immer auf diese Fabrik hinüber. Normalerweise sind die Fabriken ja immer unten an den Wasserläufen gelegen, doch diese da liegt etwas oberhalb vom Dorf. Ich sagte meinen Kindern: Wenn ich einmal in eine Fabrik ziehe, dann ist es die dort drüben! Die war aber noch in Betrieb, und ich hätte mir den Kauf einer Fabriketage auch gar nicht leisten können.

Dann wurden die Umnutzungspläne bekannt. Ich hatte einen neuen Partner, Thomas, und er hat das Loft sozusagen gefunden. Als ehemaliger Architekt interessierte ihn die Umnutzung von alten Häusern. Weil wir ein Kind erwarteten und gerne in etwas Eigenem wohnen wollten, ergab sich der Kauf dieser Parterre-Etage in der Fabrik.

In welchem Preissegment ist Ihr Loft?

Dieses Loft kostete mit allem drum und dran 650 000 Franken. Wir mussten aber bei der Auswahl der Materialien wo immer möglich sparen. So haben wir zum Beispiel im Toggenburg einen Bodenleger gefunden, der uns einen wunderschönen und für uns bezahlbaren Holzboden reingelegt hat. Wir haben alles mit Schweizer Handwerkern gemacht. In Deutschland bekommt man die Sachen viel billiger – aber das wollten wir nicht.

Sie wohnen nun bereits zwei Jahre hier. Welche Vorteile bringt Ihnen Ihr Loft?

Hier lebe ich, wie es mir entspricht: Eine Mischung aus Wohnen und Arbeiten. Wir leben eigentlich in einer Werkstatt. Im vorderen Teil des Lofts arbeiten wir, und im hinteren Teil wohnen wir. Ich mache meine Konzeptarbeit, und mein Mann entwirft Möbel und Wohnobjekte und stellt aus alten Sachen neue Produkte her. Wir entwickeln viel zusammen, tauschen Ideen aus. Auch das Loft haben wir gemeinsam eingerichtet. Wir probieren viel aus. Wir arbeiten etwa gleich viel, um Geld zu verdienen; auch die Haushaltsarbeit teilen wir. Thomas kümmert sich mehr um unsere Tochter Jill. Er steht in der Nacht auf, wenn sie weint. Ich hatte das schon mit zwei Kindern. Er kennt das noch nicht, und es macht ihm auch nichts aus.

Die kleine Jill wächst mitten in dieser Werkstatt auf. Es ist erstaunlich, wie vorsichtig sie mit allem umgeht. Sie schmeisst kaum Sachen herum, reisst weder Zeugs runter noch räumt sie Gestelle aus. Es ist ja alles offen bei uns. Sie geniesst den vielen Platz, fährt in ihrem kleinen Auto herum, schaukelt und geniesst die Hängematte. Auch macht sie mit beim Zusammensetzen von Möbelteilen – sie ist sehr geschickt. An einem kleinen Schreibtisch arbeitet sie für sich, wenn wir an unseren Compis sitzen; sie ist also völlig integriert. Auch Mario, meinem 17jährigen Sohn, gefällt es in unserem Loft sehr.

Wir leben als Patchwork-Familie. Der Vater von Mario und Laura, meinen ersten zwei Kindern, wohnt nun auch in dieser Fabrik; Mario lebt mit uns, Laura mit ihm. Wir essen oft zusammen.

Wo in Ihrem Loft halten Sie sich besonders gerne auf?

Wenn wir Besuch haben, dann an unserem grossen Tisch. Es ist ein Glarner Beizentisch, den ich auf beiden Seiten etwas verbreitern liess. Ich kaufte ihn, als mein erster Mann und ich uns trennten. Diesen Tisch habe ich seither immer mitgezögelt. In der Küche bin ich oft, weil ich gerne koche. Jeden Morgen rolle ich im Arbeitsbereich unseres Lofts mein Yoga-Mätteli am gleichen Ort aus und mache meine Übungen – das gibt mir Ruhe. Grosse Freude habe ich an unserem Bad. Anstatt mit Plättli ist es mit einem marokkanischen Verputz ausgestattet – in warmen Farben. Da fühle ich mich einfach wohl.

Haben Sie weitere Einrichtungsgegenstände, die Sie durchs Leben begleiten?

Ja, zum Beispiel diese Teo Jakob-Stühle; ich bekam sie von meinem Vater. Auch schenkte er mir schon früh ein paar Bilder. Sie erinnern mich an die Zeit, als er sie gemalt hat – und auch an meine Mutter und an das, was sie damals machte. Ich werde diese Bilder immer aufhängen.

Wie nutzen Sie die Medien in Ihrem Zuhause?

Das Internet ist unser wichtigstes Medium. Wir sind immer online – den ganzen Tag. Auch für Mario ist das ganz wichtig. Er liest auch die Zeitungen online. Ich hole aus dem Internet viele Informationen für meine Arbeit. Wir schauen nur wenig fern; meistens SF1 und manchmal gute Spielfilme auf SF2 und Arte. Wir hören viel Radio. Ich bin ein Fan von Infosendungen wie Echo der Zeit. Mit Thomas höre ich Musik auf Kanälen wie Swiss Jazz und Monte Carlo. Und wir haben eine grosse CD-Sammlung.

Mit den Zeitungen ist es so eine Sache hier im Zürcher Oberland. Der Zürcher Oberländer berichtet über die Region, ist aber gar nicht mein Blatt. Ich hoffe, dass der Tages-Anzeiger seinen Regionalteil ausbaut. Abonniert haben wir einzig die NZZ.

Ist das Wohnen in einem Loft mit Nachteilen verbunden?

Wir zahlen etwas mehr als früher für meine Wohnung in Wald. Es ist nicht immer von Vorteil, dass bei uns alles offen ist. Wir haben nur Schiebetüren. Wenn ich zum Beispiel in der Küchenecke die Abwaschmaschine ausräume – es ist sehr lärmig, wenn ich Sachen auf den Abdeckstein stelle – wecke ich die Kleine. Es gibt also Arbei-

ten, die ich nicht mache, wenn sie schläft. Dann ist da noch ein Druck, den ich als Mieterin nicht kannte: Hätte ich mein Pensum reduzieren wollen und deshalb weniger verdient, hätte ich einfach eine kleinere billigere Wohnung gesucht. Als Besitzerin von Wohneigentum fühle ich mich nun mehr verpflichtet und gebunden.

Auch unsere periphere Lage hat einen Haken. Ich habe einen engen Kontakt zu meiner Familie. Wenn wir zu meinen Eltern gehen, müssen wir das ganze Töss-tal runter bis nach Iberg. Mein Bruder wohnt in Männedorf. Das ist zwar auch nicht so weit weg, aber man muss doch ein Auto haben. Und meine Schwester wohnt ausserhalb von Frauenfeld. Wir alle betreiben grossen Aufwand, um zusammen zu sein – und wir sind sehr viel zusammen. Manchmal wünschte ich mir, sie würden näher bei mir wohnen!

Wie sieht die Energiebilanz in dieser Fabrikliegenschaft aus?

Wir hätten gerne Erdwärme gehabt, aber die konnte offenbar am Standort unserer Fabrik nicht angezapft werden. Wir haben sehr dicke Wände, die gut isolieren und müssen die Heizung nur wenig aufdrehen. Wenn es einmal warm ist, bleibt die Wärme. Die Fenster sind ein Schwachpunkt. Sie sind etwas undicht – das Wasser drückt durch. Das muss saniert werden.

Wie nehmen Sie die Umgebung der Fabrik wahr?

Auf der einen Seite schauen wir auf eine andere Fabrik, wo sich das Oberstufen-Schulhaus eingemietet hat. Ich sehe direkt in die Schulzimmer. Vorne sehe ich hinunter auf das Dorf. Bei schönem Wetter habe ich Ausblick auf die Berge. Ich liebe unseren kleinen Garten, der direkt vor unserem Loft liegt.

Wie ist Ihr Verhältnis zu den Nachbarn?

Die Bewohnerschaft unserer Fabrik ist sehr gemischt. Es hat Paare mit und ohne Kinder, ältere und ganz junge Leute. Es hat Besitzer und Mieter. Es ist also nicht eine homogene Szene, die da wohnt. Wir essen nicht regelmässig zusammen. Manchmal ergibt sich ein spontanes Zusammensein. An einem Sommerabend wird gegrillt oder jemand lädt zu einem Apéro ein – und am Schluss sind viele Leute da.

Was bedeutet für Sie die Gemeinde Wald?

Ein grosser Teil des Soziallebens in Wald findet in den Vereinen statt – von denen gibt es viele. Da machen wir aber nicht mit. Diese Welt ist mir nicht vertraut, Vereine sprechen mich nicht an. Und doch fühle ich mich in Wald zu Hause. Ich mag die Leute, die hier wohnen. Die Alteingesessenen können zwar sehr skeptisch sein gegenüber uns Zugezogenen. Es braucht Zeit, sie kennen zu lernen. Aber ich erlebe immer wieder viel Herzlichkeit, man sagt sich Grüezi und Hoi. Man muss also nicht unbedingt am Vereinsleben teilnehmen, um sich im Dorf daheim zu fühlen.

Wie nutzen Sie das Naherholungsgebiet von Wald?

Diese naturnahe Umgebung ist mitunter ein Grund, weshalb ich hier wohne. In drei Minuten bin ich auf den Wanderwegen. Ich liebe die tiefen Tobel und die vielen Höhlen! Als Laura und Mario klein waren, ging ich mit ihnen viel ins Höhlengebiet vom Mondmilchgubel.

Gibt es in Wald soziale Probleme?

Weil die Bevölkerung sehr durchmischt ist, kann es auch manchmal Spannungen geben. Es bilden sich kleine Szenen, die sich nach einer Weile wieder auflösen. Im Moment geht es um Jugendliche, die sich in der neu gestalteten Begegnungszone am Bahnhof aufhalten. Manchmal machen sie Lärm oder lassen Sachen liegen. Es heisst, sie hätten den frisch gepflanzten Baum kaputt gemacht. Da muss sich etwas tun, sonst wird das zu einem Problem.

Wie ist das Zusammenleben mit der ausländischen Bevölkerung?

Meine beiden grösseren Kinder gingen ja in Wald zur Schule; sie ist sehr gemischt und hat einen hohen Ausländeranteil. Für Laura und Mario war das völlig normal. Während der Pubertät gab es rivalisierende Grüppli – aber das war kein Problem. Ich kenne viele Ausländerinnen und Ausländer in Wald persönlich; das sind gute Kontakte. Manchmal denke ich, dass das so genannte Ausländerproblem mehr ein Geschwätz in den Medien ist. Hier klappt es prima. Wald hat eine starke SVP; aber auch da spüre ich nicht viel von Ausländerfeindlichkeit.

Haben Sie einen zweiten Wohnsitz?

Nein, das haben wir nicht. Das würden wir auch nicht vermögen. Wenn ich die nötigen Mittel hätte, würde ich ein Segelschiff kaufen. Aber nochmals ein Haus oder eine Wohnung? Das brauche ich nicht.

Könnten Sie sich vorstellen, Ihre Wohnsituation wieder zu verändern?

Ja, warum nicht. Ich kann mir nur schwer vorstellen, länger als 15 Jahre in der gleichen Wohnung zu sein, obwohl ich stabil aufgewachsen bin. Ich bin kein Zügelkind. Jetzt zieht meine älteste Tochter nach Zürich; der Sohn ist an der Kantonschule in Wetzikon und oft in Zürich unterwegs: Mein Mann hat 30 Jahre in Zürich gewohnt. Ich kann mir schon vorstellen, auch einmal in Zürich zu wohnen.

Was verbinden Sie mit dem Begriff «nachhaltiges Wohnen»?

Dass wir mit den vorhandenen Ressourcen vorsichtig umgehen müssen. Das fängt beim Bauen an: Wie baut man eine solche Fabrik um? Welche Materialien verwendet man? Welche Teile der Fabrik sind schützenswert? Es sollte so gebaut werden, dass der Umbau auch in zehn und mehr Jahren den Energiestandards genügt. Der rasant steigende Ölpreis hat mir gezeigt, wie problematisch es ist, unsere Liegenschaft ausschliesslich mit Öl zu heizen. Dabei hätten wir auf unserem Fabrikdach viel Fläche für Solar-Panels. Unsere Eigentümergemeinschaft hat nicht einmal genügend Mittel, um wenigstens unseren Warmwasserverbrauch mit Solarenergie zu decken. Wir hätten von Anfang an mehr Geld hineinstecken müssen. Aber das war noch nicht so recht ein Thema.

Wir sparen Sie Energie im Alltag?

In der Nacht die Geräte vom Netz nehmen – also kein Standby-Modus. Energie sparen heisst aber auch: Nur in der Nacht tumbler oder Wasserstrom beziehen, auch wenn man dafür etwas Mehrkosten hat; das können wir hier in Wald wählen.

Ich benütze wenn möglich die öffentlichen Verkehrsmittel, aber wir haben ein Auto. Ich brauche es, um Jill in die Krippe zu bringen. Da geht's zuerst den Hügel runter und dann wieder rauf. Wenn ich dann noch zum Bahnhof muss, um an die Arbeit zu fahren, brauche ich ohne Auto fast eine Stunde. Deshalb bringe ich Jill mit dem Auto. Aber einkaufen tue ich alles in Wald. Von da her könnte ich gut ohne Auto leben – für Thomas wäre das wahrscheinlich schwieriger.

Zur S5-Stadt: Wie nehmen Sie die ganze Agglomeration entlang der Schnellbahn S5 wahr – von Dübendorf bis Pfäffikon im Kanton Schwyz?

Im Moment ist das für mich noch keine Stadt, sondern ein Gebiet mit geschlossenen Gemeinden. Aber das Thema interessiert mich. Ich bin im Vorstand der Gemeinnützigen Gesellschaft Hinwil und leite das Projekt «Im Gespräch». Da haben wir auch ein bisschen Geld für öffentliche Veranstaltungen. Im Bezirk Hinwil (Wald ist da eine von elf Gemeinden) müssten unbedingt Fragen der übergeordneten Entwicklung diskutiert werden: Welche überkommunalen Gremien gibt es bereits, um zum Beispiel Probleme der Nachhaltigkeit anzugehen? Oder ist jede Gemeinde mehr oder weniger auf sich alleine gestellt? Die S5-Stadt als eine Art Utopie finde ich eine spannende Sache.

Welches sind besonders attraktive und welches sind weniger attraktive Wohnlagen in der S5-Agglomeration?

Lange hatte für mich Dübendorf den schlechtesten Status – wegen der Nähe zum Militärflughafen. Jetzt gibt es ihn nicht mehr und Dübendorf wechselt in die Kategorie der besseren Wohnlagen. Am wenigsten attraktiv sind für mich Gemeinden wie Volketswil oder Schwerzenbach. Wenn ich an diesen Orten vorbeifahre, zieht mich ihr Erscheinungsbild überhaupt nicht an.

Ich liebe Wald, weil es ein Dorf ist. Diesen dörflichen Charakter haben weder Rüti, noch Wetzikon oder Uster. In Uster wurden jedoch vorbildliche neue Siedlungen gebaut.

Als ganze Region gesehen, besticht das Zürcher Oberland durch seine schönen Naherholungsgebiete – mit dem Pfäffikersee, dem Greifensee und mit seinem grossen Wandergebiet. Das ist die wichtigste Ressource, wenn ich an die zukünftige Entwicklung denke. Hier könnte man Bioprojekte ansiedeln und einen Standort für neue Technologien im Zusammenhang mit Nachhaltigkeit entwickeln.

Der Reichtum und das Entwicklungspotenzial dieser Gegend stechen besonders ins Auge, wenn man sie etwa mit Agglomerationen um Berlin vergleicht, die ich ein bisschen kenne. Die Gebiete im ehemaligen Osten entvölkern sich, drohen schlichtweg zu verslumen. Wir haben hier glücklicherweise viel mehr Ressourcen zur Verfügung – sowohl personell wie auch finanziell. Auch haben wir klare Zuständigkeiten, wie die Ressourcen verteilt werden. Bei uns lässt sich etwas machen.

Wie lässt es sich auch in Zukunft im Zürcher Oberland und in der weiteren S5-Agglomeration gut wohnen?

Die S5-Stadt müsste wie eine andere grosse Stadt organisiert sein – zum Beispiel wie Zürich. Es müsste ein Parlament geben, wo Fragen über den Wirtschaftsstandort oder zum Beispiel über das Gesundheitswesen verhandelt und entschieden

werden. Das Gesundheitswesen ist gegenwärtig nicht gut geregelt. Man hat alle Spitäler geschlossen – ausser den riesigen Spitälern in Wetzikon und Uster. Wenn ich darüber nachdenke, bin ich eigentlich erstaunt, dass es die S5-Stadt als politisch organisierten Grossraum noch nicht gibt!

Was bleibt kulturell zu tun?

Ich kenne ein paar Künstler, die hier im Oberland wohnen, schöne Sachen kreieren und keine Chance haben, sie gut zu präsentieren. In Wetzikon gibt es die Kunstausstellung «Tagesschau», wo alle hinkommen, um Neues zu zeigen. Das vorhandene Potenzial müsste viel mehr gefördert werden. In Wald gibt es zwar die Initiative «Plan B» – das ist eine Frau, die ein Podium für Kultur aufzieht. Aber sie kämpft nonstop ums Überleben. Dabei ist der Beitrag, den sie in der Gemeinde leistet, einfach genial. Und das verdient mehr Unterstützung.

Sie waren mehrere Jahre als Schulsozialarbeiterin in Rüti tätig und kennen sich im Sozialbereich des Zürcher Oberlandes gut aus. Wo müsste da mehr getan werden – wenn überhaupt?

Die Schulsozialarbeit ist gut organisiert. Da ist wirklich etwas passiert – mit Vorbildcharakter. Die Gemeinden in unserem Bezirk arbeiten zusammen und haben ein gemeinsames Zentrum, das die Gemeinden berät und rasch auf neue Bedürfnisse reagiert. Man müsste noch mehr für die erwerbslosen Erwachsenen tun. Da müssen spannende Programme her, in denen sie sich neu qualifizieren oder etwas nachholen können. Einige benötigen zudem eine feste Tagesstruktur. Das Engagement für Erwerbslose müsste ein S5-Programm sein mit einer zentralen Stelle. Die einzelnen Gemeinden können die Bedürfnisse der Erwerbslosen nicht abdecken.

Was geschieht mit obdachlosen Bewohnerinnen und Bewohnern in Wald?

Leute mit Wohnproblemen werden sofort unterstützt – das klappt sehr gut. Man schaut auch darauf, dass Leute mit Schwierigkeiten möglichst selbständig, das heisst ohne zusätzliche Betreuung, wohnen können. Das ist auch viel billiger, als wenn sie in Institutionen leben. Da baut man mit der Spitex oder anderen bestehenden Institutionen wie dem Sozialpsychiatrischen Dienst rings um die Leute ein Netz auf. Von dem, was ich bis anhin erlebt habe, läuft auch das sehr gut.

Aber wenn man etwas weiter herum schaut, kommt man schon ins Staunen: Als Schulsozialarbeiterin in Rüti stiess ich zum Beispiel bei Leuten aus dem Balkan, die ich in ihren Wohnungen besuchen musste, auf schlimme Zustände. Wie die zum Teil wohnen müssen! Mit Schimmel an den Wänden und einem Minimum an sanitären Einrichtungen. Ich wusste nicht, dass es in der Schweiz solche Zustände gibt. Und es gibt Wohnungsbesitzer, die die Notsituation ihrer Mieter voll ausnützen und viel Geld für solch miese Wohnungen verlangen. Das ist erbärmlich. Deshalb ist billiger und guter Wohnraum für Leute in Not und für allein erziehende Frauen mit kleinen Kindern von grosser Dringlichkeit. Dass die einfach gut wohnen können – möglichst in einer gemischten Umgebung und nicht in Ghettos. Da könnte man noch viel machen!

Interview: Heinz Nigg, Sommer 2008

Video des Interviews
doi:10.3929/ethz-a-006164648
© 2010, AV-Produktionen
Heinz Nigg, Zürich

Im Internet ist eine komprimierte Version der Filme zu sehen.
DVDs für Vorführungen: Bezug über AV-Produktionen Heinz Nigg.

Dieser Beitrag wurde im Rahmen des Projektes «S5-Stadt. Agglomeration im Zentrum» publiziert. Er ist Teil des gleichnamigen E-Books (doi:10.3929/ethz-a-006164305), welches das ETH Wohnforum – ETH CASE, Zürich, im Jahr 2010 in Zusammenarbeit mit dem Verlag hier+jetzt, Baden, herausgegeben hat. Das E-Book erscheint auch innerhalb der E-Collection der ETH Zürich. Dieser Dokumentenserver bietet die Möglichkeit, Forschungsarbeiten zu veröffentlichen und so einem weltweiten Publikum kostenlos zugänglich zu machen.

Zwischen 2007 und 2009 haben sich elf Forschungsprojekte mit dem Phänomen Agglomeration befasst. Das interdisziplinäre Vorhaben wurde initiiert und geleitet vom ETH Wohnforum – ETH CASE, einer Forschungsstelle am Departement Architektur der ETH Zürich. Gemeinsame Forschungsregion war ein Teil des Zürcher Metropolitanraumes entlang der S-Bahn-Linie S5. Die vom Projekt «S5-Stadt» genannte Region umfasst den Lebensraum von rund 300 000 Menschen in 27 Gemeinden und 3 Kantonen. Fragen nach einer nachhaltigen Gesellschafts- und Siedlungsentwicklung bildeten die übergreifende Perspektive.

Im Verlauf des Jahres 2010 schlugen die Forscherinnen die Brücke zur Praxis und führten den Dialog mit der Bevölkerung und Entscheidungsträgern in der untersuchten Region weiter. Dies geschah durch ein reiches Veranstaltungsprogramm, durch die Veröffentlichung dieses E-Books mit den Forschungsberichten sowie ein im Frühling 2011 erscheinendes Buch, das die breite Bevölkerung ansprechen möchte.

Projekt www.s5-stadt.ch
Leitung www.wohnforum.arch.ethz.ch
E-Collection www.e-collection.ethbib.ethz.ch
Verlag www.hierundjetzt.ch

doi:10.3929/ethz-a-006164305 (ganzes E-Book)

doi:10.3929/ethz-a-006164648 (dieser Artikel)